

e-Journal Philosophie der Psychologie	FREUDS THEORIE DER "UNLUST" IN ALLTÄGLICHEN UND PATHOLOGISCHEN HANDLUNGSSITUATIONEN von Charlotte Annerl
--	---

Philosophische Vorläufer der verschiedenen theoretischen Elemente der Psychoanalyse Freuds herauszufinden, ist ein Unternehmen mit Tradition. Im Vordergrund stehen dabei Rekonstruktionsversuche, die sich auf von Freud tatsächlich rezipierte und verarbeitete Theorien und Texte beschränken. Ein zweiter Forschungsweg ist dagegen auf das Aufspüren von philosophischen Traditionslinien unabhängig von Freuds persönlicher Lektüre konzentriert, also auf inhaltliche Verwandtschaften und Gegensätze zu anderen Denksystemen, die Freud nicht kannte oder die er zumindest in seinen Schriften nicht explizit aufgegriffen hat.

Diese zweite Betrachtungsweise soll bei der folgenden Erörterung des sogenannten "Lustprinzips" – ein Terminus, den Gustav Theodor Fechner prägte – gewählt werden. Es werden im Folgenden Ähnlichkeiten und Unterschiede in den Debatten um das Lustprinzip bei Freud und innerhalb jener Epoche der klassischen Philosophie hervorgehoben, die von Hobbes bis Schopenhauer reicht. Während der Begriff der Lust – bzw. der innerhalb der Philosophie häufig in ähnlicher Weise verwendete Begriff des Glücks – zumeist im Mittelpunkt des Interesses und der Kontroversen steht, werden hier Argumente vorgebracht, dass bei Freud in Wahrheit dem Gegenpol, der Unlust bzw. dem Unglück, mindestens die gleiche grundlegende Bedeutung zukommt. Dafür ist es notwendig, die Ebene des Handelns stärker ins Spiel zu bringen und die Ebene der Physiologie in ihrer Erklärungskraft zurückzustufen.

Das Lustprinzip bei Freud als Realkategorie und als Prinzip der Interpretation

Freud definiert das Lustprinzip zunächst als in der Realität existierenden und universellen Grundzug allen menschlichen Lebens und betont, dass alle Instanzen der Psyche seiner Wirksamkeit unterliegen:

Wir stellen uns die Frage, ob an der Arbeit unseres seelischen Apparates eine Hauptabsicht zu erkennen sei, und beantworten sie in erster Annäherung, daß diese Absicht auf Lustgewinnung gerichtet ist. Es scheint, daß unsere gesamte Seelentätigkeit darauf gerichtet ist, Lust, zu erwerben und Unlust zu vermeiden, daß sie automatisch durch das Lustprinzip reguliert wird.¹

Und so auch an anderer Stelle: "Es ist das Programm des Lustprinzips, das den Lebenszweck setzt. Dies Prinzip beherrscht die Leistung des seelischen Apparates von Anfang an; an seiner Zweckdienlichkeit kann kein Zweifel sein."²

Und zwar gelte dies nicht nur für einfache, sondern für alle Momente des psychischen Lebens, da, wie Freud eigens hervorhebt, "die Tätigkeit auch der höchstentwickelten Seelenapparate dem Lustprinzip unterliegt, d.h. durch Empfindungen der Lust-Unlustreihe automatisch reguliert wird".³

In einem verblüffenden Kontrast zu dieser Allgegenwart bagatellisiert Freud sein Postulat, dass jedes Individuum nach Lust sucht und Unlust zu vermeiden trachtet, als Resultat simpler

¹ Sigmund Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, in: ders., Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards & James Strachey, 11 Bde., Ffm. 1969ff., Bd 1, 348.

² Freud, Das Unbehagen in der Kultur, Bd. 9, 208, im Folgenden zitiert als UK

³ Freud, Triebe und Tribschicksale, Bd. 3, 84.

Beobachtungen, das so keiner komplexen philosophischen oder psychologischen Theorie bedürfe. Aus diesem Grund sei es auch nicht erforderlich, die Vorgeschichte dieses Dogmas zu erforschen. Es reiche aus, auf dessen unmittelbare und unbezweifelbare Evidenz hinzuweisen. Das Lustprinzip, an dem "kein Zweifel ist"⁴, stelle somit auch keine neue, ihr eigentümliche Erkenntnis der Psychoanalyse dar, wie Freud klarlegt:

Priorität und Originalität gehören nicht zu den Zielen, die der psychoanalytischen Arbeit gesetzt sind, und die Eindrücke, welche der Aufstellung dieses Prinzips [gemeint ist das Lustprinzip] zugrunde liegen, sind so augenfällig, dass es kaum möglich ist, sie zu übersehen.⁵

Das Lustprinzip prägt jedoch nicht nur die Vorgänge in der menschlichen Seele, es dient zugleich als unumstößlicher Leitsatz für Freuds metapsychologische Bemühungen sowie für alle Deutungen, wie sie im Rahmen der psychoanalytischen Therapie erfolgen. In der Tat, so banal die Entdeckung des Lustprinzips, die ja nur als Ergebnis von Beobachtungen dargestellt wird, in Freuds Augen auch sein mag, so tiefgreifend wären die Konsequenzen für die psychoanalytische Theorie und Praxis, verlöre es seine Wirksamkeit. Denn es bildet den äußersten Rahmen aller Interpretationen, es artikuliert die Evidenz des Forschers, dass unverständliches und Leid erzeugendes Verhalten erst über das in ihm verborgene Lustpotential, etwa über die dem Symptom innewohnende Ersatzbefriedigung, als ein sinnvolles Geschehen zu begreifen ist. Das eigentliche Indiz für ein im Handeln verborgenes unbewusstes Motiv ist genau betrachtet Freuds Ansatz zufolge ein unlustvolles oder zumindest sinnloses und damit nicht nachvollziehbares Handeln, ein "Symptom". Dieser dem Lustprinzip widersprechende Unlustfaktor bestimmt, ob noch weiter nach dem 'eigentlichen', 'wahren' Motiv eines auf den ersten Blick befremdlichen Tuns geforscht wird oder ob die 'bewusste' Erklärung des Verhaltens eines Individuums als befriedigend und plausibel akzeptiert wird. Das Lustprinzip ist also für das Verstehen von normalem und neurotischem Verhalten ein wichtiger Leitstern oder Kompass, jede auffallende Verletzung desselben signalisiert wie eine Warnleuchte, wo vertiefter Erklärungsbedarf vorhanden ist, wo Unverständliches, Lückenhaftes nach Aufklärung verlangt, wo Ergänzungen im Unbewussten zu suchen seien. Das Gegenteil des Lustprinzips scheint undenkbar, wie Freud in dem 1923 erschienenen Aufsatz "Das ökonomische Problem des Masochismus" darlegt:

Wenn das Lustprinzip die seelischen Vorgänge in solcher Weise beherrscht, dass Vermeidung von Unlust und Gewinnung von Lust deren nächstes Ziel wird, so ist der Masochismus unverständlich. Wenn Schmerz und Unlust nicht mehr Warnungen, sondern selbst Ziele sein können, ist das Lustprinzip lahmgelegt, der Wächter unseres Seelenlebens gleichsam narkotisiert. Der Masochismus erscheint uns so im Lichte einer großen Gefahr.⁶

Der französische Psychoanalytiker Jean Laplanche fasst in seiner 1970 erschienenen Arbeit *Leben und Tod in der Psychoanalyse* dieses Paradox so zusammen: "Wenn die Definition gilt, dass der

⁴ Freud, Das Ich und das Es, Bd.3, 309.

⁵ Freud, Jenseits des Lustprinzips, Bd. 3, 217, im Folgenden zitiert als JL.

⁶ Freud, Das ökonomische Problem des Masochismus, Bd. 3, 343.

Masochismus 'die Lust an der Unlust' sei, so besteht das dem Masochismus innewohnende Paradox im Widerspruch dieser beiden Termini."⁷

Wie irritierend Phänomene wirken, die dem Lustprinzip zu widersprechen scheinen, zeigt auch die innerhalb der Psychoanalyse lange Zeit umstrittene späte Schrift *Jenseits des Lustprinzips*, die letztendlich ebenfalls keinen Gegensatz, sondern nur eine Unabhängigkeit gewisser psychischer Vorgänge vom Lustprinzip konstatiert.

Doch diesem, so könnte man sagen, logischen oder formalen Charakter des Lustprinzips, der sich in seinem universellen Geltungsanspruch, in seiner Rolle als allgemeiner, scheinbar unantastbarer Rahmen allen Erklärens ausdrückt, schenkt Freud nur geringe theoretische Aufmerksamkeit. Er sieht seine Aufgabe weniger darin, das Lustprinzip selbst zu analysieren, sondern eher darin, dessen nähere Wirkungsweise zu erforschen und durch die Annahme verschiedener Triebe zwischen dem abstrakten Prinzip und dessen Bedeutung, den Inhalten des tatsächlichen Handelns und Empfindens zu vermitteln. Dabei bezeichnet er die Triebe als "das wichtigste wie das dunkelste Element der psychologischen Forschung"(JL 244), über das jedoch, wie er vorwurfsvoll anmerkt, die traditionelle Psychologie sowie die Philosophie keinen Aufschluss zu geben vermochte:

Keine Kenntnis wäre für die Begründung einer richtigen Psychologie so wichtig gewesen wie eine ungefähre Einsicht in die gemeinsame Natur und die etwaigen Besonderheiten der Triebe. Aber auf keinem Gebiete der Psychologie tappte man so sehr im dunklen (JL 260).

Während die Triebtheorie als teils physiologisch fundierte, teils spekulative Interpretation gekennzeichnet wird, erhält die als evident empfundene Universalität des Lustprinzips eine Erklärung auf naturwissenschaftlichem Wege. Freud greift dazu die physikalischen und an der Physik orientierten physiologischen Theorien seiner Zeit auf. Adaptiert werden dabei Begriffe wie Energie, Spannung, Reiz oder Gleichgewicht. Ein Bezugspunkt ist etwa die damals aktuelle Theorie der Thermodynamik, wie Annette Bitsch detailliert ausführt:

Freuds frühe Libidotheorie folgt dem Ersten Thermodynamischen Hauptsatz. Er will der energetischen Unifizierung der Welt eine libidinöse Unifizierung des Subjekts zur Seite stellen. Das frühe Lustprinzip erweist sich als das Resultat einer psychoanalytischen Adaption der Thermodynamik.⁸

Freud knüpft auch an das von Gustav Theodor Fechner entwickelte Konstanzprinzip an, das besagt, daß alles Leben auf die Aufhebung von Spannung und die Herstellung einer Homöostase ausgerichtet ist:

In der psychoanalytischen Theorie nehmen wir unbedenklich an, daß der Ablauf der seelischen Vorgänge automatisch durch das Lustprinzip reguliert wird, das heißt, wir glauben, daß er jedesmal durch eine unlustvolle Spannung angeregt wird und dann eine solche Richtung einschlägt, daß sein Endergebnis mit einer Herabsetzung dieser Spannung, also mit einer Vermeidung von Unlust oder Erzeugung von Lust zusammenfällt. Wenn wir die von uns

⁷ Jean Laplanche, *Leben und Tod in der Psychoanalyse.*, Gießen 2014, (Im Original erschienen 1970: *Vie et mort en psychoanalyse*), 150.

⁸ Annette Bitsch, *Diskrete Gespenster. Die Genealogie des Unbewussten aus der Medientheorie und Philosophie der Zeit*, Bielefeld 2009, 303.

studierten seelischen Prozesse mit Rücksicht auf diesen Ablauf betrachten, führen wir den ökonomischen Gesichtspunkt in unsere Arbeit ein (JL 219).

Dabei geht es nicht um eine direkte Proportionalität, vielmehr sei, so Freuds Annahme, "wahrscheinlich das Maß der Verringerung oder Vermehrung in der Zeit das für die Empfindung entscheidende Moment" (JL 218). Freud sieht sich durch die Parallelen zu Fechners Lust-Unlust-Modell bestätigt:

Es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn wir finden, dass ein so tiefblickender Forscher wie G. Th. Fechner eine Auffassung von Lust und Unlust vertreten hat, welche im wesentlichen mit der zusammenfällt, die uns von der psychoanalytischen Arbeit aufgedrängt wird (ebd.).

Eine physikalische oder physiologische Rückführung des Lustprinzips ist aus historischer Sicht freilich eine immer schon gerne angewandte Strategie, die diesem Dogma zugesprochene Universalität zu naturalisieren und dessen formalen Charakter auf diese Weise zu verwischen. Aus diesem Grund verwundert es nicht, dass eine auf die jeweils neuesten naturwissenschaftlichen Theorien gestützte Interpretation des Lustprinzips auch in der Philosophie Tradition hat. So griff im 17. Jahrhundert beispielsweise Descartes zu diesem Zweck auf William Harveys damals brandaktuelle Theorie des Blutkreislaufes zurück und verband sie mit der Adaptierung der alten Theorie winziger "Lebensgeister", deren Bewegungen Leidenschaften entfachen, die die Seele erregen und aufwühlen und in Körperbewegungen abgeführt werden. Ein verwandtes Erklärungsmodell für das Phänomen emotionaler Anziehung und Abstoßung vertrat auch Hobbes.

Das Lustprinzip in der Philosophie

Freud ist sich bewusst, dass er mit seinem prägnanten Postulat: "Es scheint, daß unsere gesamte Seelentätigkeit darauf gerichtet ist, Lust zu erwerben und Unlust zu vermeiden, daß sie automatisch durch das Lustprinzip reguliert wird"⁹ philosophische Traditionen weiterführt. Doch angesichts der von ihm konstatierten Augenfälligkeit des Lustprinzips sieht er keinen Anlass, diese Vorgängerschaft näher zu beleuchten: "Es hat dabei für uns kein Interesse, zu untersuchen, inwieweit wir uns mit der Aufstellung des Lustprinzips einem bestimmten, historisch festgelegten, philosophischen System angenähert oder angeschlossen haben" (JL 217).

Nochmals betont er, dass nicht das Lustprinzip selbst, sondern die Vermittlung zu den realen, inhaltlichen Bestrebungen, also die "Bedeutung" des Prinzips jener Aspekt sei, den er als Forschungsaufgabe sieht:

Dagegen würden wir uns gerne zur Dankbarkeit gegen eine philosophische oder psychologische Theorie bekennen, die uns zu sagen wüßte, was die Bedeutungen der für uns so imperativen Lust- und Unlustempfindungen sind. Leider wird uns hier nichts Brauchbares geboten. Es ist das dunkelste und unzugänglichste Gebiet des Seelenlebens (ebd.).

Die klassische Philosophie hat tatsächlich wenig Interesse an einer inhaltlichen Aufschlüsselung des von vielen ihrer Vertreter ebenfalls formulierten Lustprinzips gezeigt und auch ihre Zuständigkeit für dies Fragenstellung zurückgewiesen, ja die Möglichkeit einer sicheren Beantwortung verneint. So betont etwa Otfried Höffe in Bezug auf den Utilitarismus: "Wenn der Utilitarismus das größte

⁹ Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Bd. 1, 369.

Glück der Betroffenen zum Kriterium moralisch richtigen Handelns erklärt, dann ist diese Bestimmung nicht schon deshalb unpräzise, weil der Inhalt des gesuchten Glücks nicht näher bezeichnet ist."¹⁰

Auch die moderne Handlungstheorie beschäftigt sich zwar mit der Rolle von Wünschen für das Erklären oder, wie es auch heißt, für das Rationalisieren von Handlungen, doch sie geht nicht der Frage nach, ob sich über den Inhalt dieser Wünsche etwas aussagen ließe. Sie entwickelt also ebenfalls keine Trieb- oder Bedürfnistheorie.

Unabhängig von diesen und ähnlichen Absagen an eine inhaltliche Triebtheorie lässt sich jedenfalls auch innerhalb der Philosophie eine Epoche eingrenzen, in der enorme Erwartungen in die Konsequenzen der These gesetzt wurden, dass alle Handlungen auf die Erzielung von Glück und die Verhinderung von Unglück gerichtet sind und auch die menschlichen Gefühle in ihrer schier unüberschaubaren Vielfalt sich im Rückgriff auf die Grundkategorien Glück und Unglück erklären und ableiten ließe. Glück und Unglück, Lust und Unlust oder Angenehmes und Unangenehmes bilden in diesem Bild eine Art Kompass, an dem sich menschliches Handeln unweigerlich orientiert. Jene Epoche in der Geschichte der Philosophie, in der zahlreiche neue Gesellschaftstheorien ebenfalls das Lustprinzip, um hier Freuds Begriff zu verwenden, zu ihrem methodischen Leitstern erkoren, soll hier von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu Arthur Schopenhauer eingegrenzt werden. Zu ihren bedeutendsten Repräsentanten zählen etwa Hobbes, Locke, Pascal, Descartes, Hutcheson, Hume, Kant oder die Vertreter des klassischen Utilitarismus.

So postulierte bereits Hobbes, dass "alle Willenshandlungen jedes Menschen sein eigenes Wohl zum Objekt haben".¹¹ Ebenso bestimmt Locke Glück als das, "was unser Ziel bei allen unseren Handlungen ist"¹². Wir seien "beständig zum Streben nach Glück bestimmt"¹³. "Begierde und Gewalt sind die Quelle aller unserer Taten. Die Begierde bewirkt die freiwilligen, die Gewalt die unfreiwilligen"¹⁴, so auch Pascal. Der Mensch wolle eben "glücklich und nur glücklich sein, und er kann nicht umhin, es sein zu wollen."¹⁵

Glück und Unglück stiegen mit dieser handlungstheoretischen Verankerung im Laufe des 17. Jahrhunderts zu sozialphilosophischen Grundkategorien auf. Sie wurden bis ins 19. Jahrhundert als die "natürliche" Basis des menschlichen Zusammenlebens angesehen, auf der erst in einem zweiten Schritt "höhere" Instanzen und Leistungen wie Recht oder Moral aufruhen. Selbst Kants formale Pflichtethik, die utilitaristische, also auf den Nutzen bauende Moralbegründungen ablehnt, bezeichnet die "Glückseligkeit" als "die Materie aller Zwecke des Menschen auf Erden"¹⁶, als den Inhalt allen Tuns. Der kategorische Imperativ formuliere jedoch die oberste Bedingung, diesen Zweck zu verfolgen. Die eigene, aber auch fremde Glückseligkeit bildet somit den stofflichen Gehalt

¹⁰ Otfried Höffe, *Strategien der Humanität - Zur Ethik öffentlicher Entscheidungsprozesse*, Ffm. 1985, 113.

¹¹ Thomas Hobbes, *Leviathan*, Hamburg 1996, 127.

¹² John Locke, *Versuch über den menschlichen Verstand*, Hamburg 2006, I.21.36,

¹³ Ebd., I.21.50.

¹⁴ Blaise Pascal, *Gedanken über die Religion und einige andere Themen*, Stuttgart 1997, 97/334.

¹⁵ Ebd., 134/169

¹⁶ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, *Gesammelte Schriften*, Hrsg.: Bd. 1-22 Preussische Akademie der Wissenschaften, Bd. 23 Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ab Bd. 24 Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin 1900ff., Bd. V, 431.

eines formal konzipierten Sittengesetzes. Auf die Frage: Was soll ich tun? gibt Kant die Antwort: "Tue das, wodurch du würdig wirst, glücklich zu sein."¹⁷

Die klassische Fassung des Lustprinzips tritt sowohl bei Freud als auch in der Philosophie in enger Verbundenheit mit einem einfachen Handlungsmodell auf, das sich hauptsächlich auf die Kategorien des Zwecks und des Mittels stützte. So spricht Freud vom Handeln in seinem motorischen Aspekt als einer "zweckmäßigen Veränderung der Realität"¹⁸. In den folgenden Argumentationsschritten soll dieser Bezug auf die Kategorie der Handlung immer mitberücksichtigt bleiben. Dabei erweist sich, dass die Begriffe der Unlust bzw. des Unglücks im Bereich der Handlungszwecke oder -ziele eine Randexistenz im Schatten der Begriffe Lust bzw. Glück führen. Ihre systematische Bedeutung erhalten sie erst, wenn jene Zeitabschnitte betrachtet werden, die einem einzelnen Tun vorhergehen. Um diese Zeitabschnitte und die dabei auftretenden Empfindungen, die scheinbar außerhalb des Handelns liegen, in diesen Bereich hereinzuholen und zu analysieren, soll im Folgenden für diese Momente der Terminus *Handlungssituation* verwendet werden.

1. These: Die Kategorie Glück dominiert im Bereich der Zwecke

Im Bereich der von einem Akteur angestrebten Handlungszwecke dominiert die Kategorie der Lust, jene der Unlust tritt in den Hintergrund, in den Schatten. Dies ist erstens natürlich darin begründet, dass Unglück definitorisch innerhalb dieses Modells nicht als Zweck gesetzt werden könne, es sei denn, es sei ein verstecktes Mittel, ein eben "unbewusster" Umweg zum Glück, sein uneingestander Ersatz. Provokant spitzt diese These Pascal zu:

Alle Menschen suchen nach dem Glück. Das gilt ohne Ausnahme, wie unterschiedlich auch die Mittel sein mögen, die sie benutzen. Sie streben alle diesem Ziel zu. (...) Die geringste Willensregung ist immer nur auf diesen Zweck gerichtet. Das ist bei allen Menschen der Beweggrund aller Handlungen, selbst bei jenen, die sich erhängen wollen.¹⁹

In ähnlicher Weise überlegt Freud, ob Verdrängungen auch so erklärt werden könnten, dass "die Erreichung des Triebzieles Unlust an Stelle von Lust bereitet". Und er antwortet:

Aber dieser Fall ist nicht gut denkbar. Solche Triebe gibt es nicht, eine Triebbefriedigung ist immer lustvoll. Es müßten besondere Verhältnisse anzunehmen sein, irgendein Vorgang, durch die Befriedigungslust in Unlust verwandelt wird.²⁰

Doch die hier thematisierte Schattenexistenz des Pols des Unglücks gegenüber jenem des Glücks geht darüber hinaus und ist nicht auf den ersten Blick zu verstehen. Denn zunächst scheint ja nichts gegen eine Gleichgewichtigkeit der Termini Lust und Unlust im Bereich der Zwecke zu sprechen. So hebt Freud in "Das Unbehagen in der Kultur" hervor, dass das, "was die Menschen selbst durch ihr Verhalten als Zweck und Absicht ihres Lebens erkennen lassen, was sie vom Leben

¹⁷ Kant, Kritik der reinen Vernunft, AA III 525.

¹⁸ Freud, Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens, Bd. 3, 20.

¹⁹ Pascal, Gedanken, 148/425

²⁰ Freud, Die Verdrängung, Bd.3, 107.

fordern, in ihm erreichen wollen", nämlich glücklich zu werden und so zu bleiben, zwei Seiten zeige, eine des Wünschens und eine des Vermeidens:

Dies Streben (nach Glück) hat zwei Seiten, ein positives und ein negatives Ziel, es will einerseits die Abwesenheit von Schmerz und Unlust, andererseits das Erleben starker Lustgefühle. Im engeren Wortsinne wird 'Glück' nur auf das letztere bezogen. Entsprechend dieser Zweiteilung der Ziele entfaltet sich die Tätigkeit der Menschen nach zwei Richtungen, je nachdem sie das eine oder das andere dieser Ziele – vorwiegend oder selbst ausschließlich – zu verwirklichen sucht (UK 208).

Ein Blick auf den philosophischen Sprachgebrauch zeigt jedoch, dass sich diese zweite, "negative" Seite des Lustprinzips streichen lässt, dass sie dazu tendiert, in der Beschreibung der aktiven Lustsuche wie eine abgeleitete Form derselben, quasi als besondere Variante aufzugehen.

Im Bereich der Zwecke, so argumentierte als Erster Descartes, lässt sich die Vermeidung von Unglück tatsächlich als Sonderfall des Strebens nach Lust auffassen. Daher zählt er nur das Begehren zu den einfachen Gemütsbewegungen, stellt diesem aber keinen symmetrischen negativen Begriff gegenüber. Descartes unterscheidet 6 elementare Leidenschaften, 4 davon sind Paarbegriffe: Die Liebe und der Hass, die Traurigkeit und die Freude. Zwei davon, die erste und die letzte in seiner Aufzählung, besitzen kein Gegenteil: Dies ist zum einen die Verwunderung, in der die Bedeutung einer Sache in Bezug auf mögliche Lust und Unlust noch offen ist, das Interesse daher noch neutral bleibt. An zweiter Stelle nennt Descartes das Begehren, das ebenfalls eine Leidenschaft sei, die kein Gegenteil habe. Descartes Argumentation in "Die Leidenschaften der Seele" lautet:

Ich weiß wohl, dass gewöhnlich in den Schulen die Leidenschaft, die das Gute zu suchen strebt und die man allein Begehren nennt, derjenigen entgegengesetzt wird, die bestrebt ist, das Böse zu fliehen, und die man Aversion (Widerstreben) nennt. Obgleich es nun kein Gutes gibt, dessen Fehlen nicht ein Übel wäre, noch ein Übel, wenn man es als etwas positiv Gegebenes ansieht, dessen Mangel nicht ein Gut wäre, – so wie man z.B., wenn man nach Reichtum strebt, notwendig die Armut flieht, oder wenn man der Krankheit zu entkommen sucht, notwendig die Gesundheit sucht und so weiter – immer erscheint nur dieselbe Bewegung, die zur Suche des Guten führt, zugleich als die Flucht vor dem Bösen, das ihm entgegensteht. (...) Wenn man beachtet, dass sie (die Begierde) sich gleichzeitig ebenso auf ein Gut richtet, um dieses zu suchen, wie auf ein entgegengesetztes Übel, um es zu vermeiden, sieht man äußerst klar, dass es nur eine und dieselbe Leidenschaft ist, die das eine und das andere bewirkt.²¹

Diese Ansicht kommt auch in der modernen Handlungstheorie zum Ausdruck. Diese bezieht sich auf David Hume und versucht das von ihr so genannte "Humessche Modell" des Handelns, das sie als zutreffend ansieht, neu zu formulieren. Sie verwendet dazu nicht mehr den Begriff des Glücks, sondern, im deutschen Sprachraum, den Terminus "Wunsch", im englischen den Terminus "desire". Auch hier fehlt ein Gegenbegriff wie etwa Abscheu. Donald Davidson erweiterte diesen handlungstheoretischen Begriff des Wunsches und prägte dafür den Terminus der "Proeinstellung". Auch hier fehlt ein Gegenbegriff wie etwa jener einer Contra-Einstellung.

²¹ René Descartes, Die Leidenschaften der Seele, Hamburg 1996, Artikel 87.

Ich möchte diese Dominanz der Kategorie der Lust bzw. des Glücks im Bereich der Zwecke damit in Zusammenhang bringen, dass hier das Lustprinzip immer formaler wird und sich immer eindeutiger als kein psychologischer, sondern als ein theoretischer Begriff herausstellt, der eine Leerstelle in einem auf die Begriffe Mittel und Zweck aufbauenden Handlungsmodell zu benennen versucht. Auch Otfried Höffe betont in seiner Auseinandersetzung mit dem Utilitarismus den "hohen Formalitätscharakter"²² des Lustprinzips, das eher eine "analytische" als eine "empirische These" darstelle.

Nur eine handlungstheoretische Analyse, so meine Behauptung, vermag diesen formalen Charakter des Lustprinzips und das Zurücktreten des Pols der Unlust im Bereich der Zwecke verständlich zu machen. Denn wird Handeln als Streben nach einem Zweck aufgefasst, dann gehört es zur Grammatik des Begriffs Strebens, dass dessen Ziel für mich erstrebenswert ist oder zumindest erscheint. Anders ausgedrückt, wird das absichtsvolle Wollen als Wünschen aufgefasst, dann muss es einen wünschenswerten Aspekt in jeder Handlung geben. So gesehen ist auch das Vermeiden eines Übels ein intentional gewolltes Handlungsziel.

Unlust kommt im Bereich der Handlungszwecke vor allem in zwei Grundsituationen vor:

Erstens im Rahmen einer Selbst-Disziplinierung, die im Dienste des Lustprinzips erfolgt, etwa wenn ein entferntes, komplexes Ziel einen Aufschub erfordert oder den Einsatz eines unangenehmen mühevollen Mittels.

Ein klassisches Beispiel aus der empirischen Psychologie stellt der sogenannte Marshmallow-Tests dar: Walter Mischel, ein österreichisch-US-amerikanischer, emeritierter Persönlichkeitspsychologe, zeigte mit diesem Test die Bedeutung des Belohnungsaufschubs für den akademischen, emotionalen und sozialen Erfolg einer Person. Mischel und sein Team boten in den Jahren 1968 bis 1974 vierjährigen Kindern Süßigkeiten an und stellten sie vor die Wahl, entweder die Süßigkeit sofort zu essen oder später eine zweite zu bekommen, wenn sie der Versuchung widerstehen können und auf den sofortigen Genuss verzichten. Als man die Kinder dreizehn Jahre nach dem Versuch später nochmals einlud, gab es erstaunliche Ergebnisse, denn jene, die schon im Vorschulalter hatten warten können, waren als junge Erwachsene zielstrebig und erfolgreicher in Schule und Ausbildung.

Kant nennt solche Anweisungen des Verstandes, ein entferntes Glücksgut, wenn erforderlich, auch durch mühevollen, ja unangenehme Mittel zu erreichen, wie etwa die Förderung der eigenen Gesundheit durch Diät und Sport, Imperative oder auch Ratschläge oder Regeln der "Klugheit".

Die zweite Grundsituation im Bereich der Handlungsziele, in der in der Philosophie Unlust systematisch in Spiel kommt, ist der altbekannte Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, Vernunft und Sinnlichkeit, Moral und Egoismus. Das Lustprinzip bleibt jedoch auch in dem philosophischen Theoriesegment der Ethik zumindest indirekt eine präsente Kategorie, beispielsweise in Form seiner bewussten Negation oder Umdrehung, die etwa in den Idealen der Selbstlosigkeit oder der Bevorzugung des fremden Glücks vor dem eigenen zum Ausdruck kommt.

²² Otfried Höffe, Zur Theorie des Glücks im klassischen Utilitarismus, in: Günther Bien (Hrsg.), Die Frage nach dem Glück, Stuttgart-Bad Cannstatt 1987, 150.

2. These: Die Kategorie Unlust dominiert im Bereich der Handlungssituation

Unglück erschien im Bereich der Zwecke, im Kontext des Ziels einer immerwährenden Glücksoptimierung nur als das Nicht-Angestrebte, Nicht-Gewünschte, zu Vermeidende, das keine eigenständige Bedeutung besitzt. Es gilt aus dieser Perspektive des Lebens als Kette immerfort auf Glück abzielender Handlungen als eine Empfindung, die es im Idealfall gar nicht geben sollte, die einem Versagen oder einer Ohnmacht des Akteurs entspringt. Dieses Unglück ist höchst wahrscheinlich, aber es besitzt noch keine tiefere, strukturelle Bedeutung.

Einen systematischen Stellenwert erhält dieses Gefühl erst dann zugeschrieben, wenn es nicht als Ziel, sondern als Ausgangssituation des Handelns betrachtet wird. Diesen Ausgangspunkt bezeichne ich im Weiteren als *Handlungssituation*. Dieser Terminus soll, wie erwähnt, meine Annahme unterstreichen, dass die Gefühle vor dem Tätigwerden nicht rein natürlicher Art sind, sondern von dessen Struktur bzw. dessen behaupteter Struktur geprägt sind.

Philosophische Theorien über Unlust im Bereich der Handlungssituation

Tatsächlich gibt es innerhalb der Philosophie einige Autoren, die Unglück oder Unlust als einen notwendigen, unumgänglichen und bei genauerer Betrachtung auch begrüßenswerten, vorteilhaften Zustand ansehen, der den Einzelnen erst zu aktiven Bemühungen motiviert.

Diese Haltung nimmt beispielsweise Kant ein. Er rehabilitiert das Erleben von Unglück als durchaus sinnvolles Moment innerhalb des menschlichen Strebens: Wenn also "Schmerz" als Ergebnis des Handelns unerwünscht sei und dessen Fehlschlagen bedeute, so sei dieser, so Kants Argument, in doppelter Hinsicht erforderlich, um menschliches Leben nicht zum langfristigen Scheitern zu verurteilen. Kants erstes Argument erinnert ein wenig an die aktuelle Kritik an dem Ziel eines unbegrenzten ökonomischen Wachstums. Es lautet: Wäre unser Tun immer nur die Steigerung eines bereits vorhandenen Glücks, ein Übergang von der Glücksmenge M zur Glücksmenge M+, entstünde eine tödlich endende Aufwärtsspirale:

Also muss vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das erste. Denn was würde aus einer kontinuierlichen Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewissen Grad sich doch nicht steigern lässt, anders folgen als ein schneller Tod vor Freude?²³

Schmerz sei, so Kants zweites Argument, auch als Anreiz, aus einer Ruhesituation heraus sich zu überwinden und eine Tätigkeit zu beginnen, unverzichtbar. Ohne ein derartiges unangenehmes Gefühl fehle ein Grund, um aus dem Zustand der Ruhe, der Zufriedenheit mit dem Erreichten hervorzutreten und die Anstrengung der Auseinandersetzung mit der Welt auf sich zu nehmen: "Der Schmerz ist der Stachel der Tätigkeit und in dieser fühlen wir allererst unser Leben; ohne diesen würde Leblosigkeit eintreten."²⁴

Hier klingt bereits eine Vorstellung von Handlungsimpuls durch, der sich auch bei Freud findet und der die Beseitigung einer Störung als Ausgangspunkt des menschlichen Tuns ansieht. Der Störung ist ein Zustand gegenübergestellt, der von Kant als Ruhe, aber auch als drohende Leblosigkeit, als Todesruhe charakterisiert wird.

²³ Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, AA VII, 231.

²⁴ Ebd., 231f

Nicht die Vertiefung eines bereits erlangten Wohlbehagens, sondern die Beseitigung von Unannehmlichkeiten ist auch aus der Sicht John Lockes der Beginn aller Aktivität. Auf die Frage, was "es eigentlich ist, das den Willen hinsichtlich unserer Handlungen bestimmt"²⁵, antwortet Locke daher: "Nach wiederholtem Nachdenken neige ich zu der Annahme, dass es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das in Aussicht stehende größere Gut ist, sondern irgendein (und zwar meist das drückendste) Unbehagen, das man gegenwärtig empfindet."²⁶

"Der Beweggrund zu einer Veränderung ist immer irgendein Unbehagen; denn nichts treibt uns zur Veränderung eines Zustandes oder zu einer neuen Handlung als eben ein solches Unbehagen"²⁷, so bekräftigt Locke an anderer Stelle.

Freilich konnte Locke keine wirklich überzeugenden Argumente für seine Annahme liefern. Warum ist die Aussicht auf eine Vermehrung eines vorhandenen Wohlbefindens ein schwaches Motiv für neue Anstrengungen? Auch in diesem Fall ist es erforderlich, die Gefühle der Unlust, die einer bestimmten Aktivität vorhergehen, nicht einfach als natürliche, unmittelbar gegebene innere Zustände anzusehen. Stattdessen ist der Begriff des Unglücks oder der Unlust, wie er bei Locke oder Kant die Situation vor dem Handeln charakterisiert, durch das von diesen Autoren bevorzugte Handlungsmodell strukturell mitgeprägt. Denn wird, aus dieser Perspektive, eine aktive Veränderung in Angriff genommen, ein intentionaler Willensakt gesetzt, impliziert dieses auf die Zukunft gerichtete Wollen, dass der augenblickliche, gegenwärtige Zustand in irgendeiner Hinsicht eben nicht gewollt wird. Wird dieses Wollen als Wünschen aufgefasst, dann liegt es nahe, ein solches Nicht-Wollen, das bereits im Lichte des geplanten Handelns steht, mit dem Terminus Unlust zu beschreiben, und somit wandelt sich der ursprünglich alltägliche, empirisch-psychologische Begriff der Unlust in einen gleichlautenden allgemeinen, die Handlungssituation kennzeichnenden theoretischen Begriff. Unlust oder Unglück scheint so schon von seiner Grammatik her zirkulär mit Handeln verbunden, oder, wie es auch heißt, ähnlich wie Schmerz "intrinsisch motivierend": Freud betont genau diesen Umstand in "Das Ich und das Es" aus dem Jahr 1923: "Die Empfindungen mit Lustcharakter haben nichts Drängendes an sich, dagegen im höchsten Grad die Unlustempfindungen. Diese drängen auf Veränderung, auf Abfuhr."²⁸

Da diesem Modell zufolge also Unlust zu einem bestimmten Zeitpunkt entsteht, ergibt sich zugleich die Vorstellung, dass die die Unlust beseitigende Handlung eine Bewegung ist, die aus einer vorhergehenden Ruheposition aus erfolgt. Das auch in der Psychoanalyse dominierende Bild ist dann jenes einer Störung der Ruhe, der Beseitigung der Störung und der Rückkehr zu ihr.

Schopenhauer radikalisiert die These Lockes weiter und vertritt die Ansicht, dass jede einzelne Tat aus einer vorhergehenden Empfindung eines Leidens hervorgeht: "Alles Wollen entspringt aus Bedürfnis, also aus Mangel, also aus Leiden."²⁹ Er erläutert: "Alles Streben entspringt aus Mangel, aus Unzufriedenheit mit einem Zustande, ist also Leiden, so lange es nicht befriedigt ist; keine Befriedigung aber ist dauernd, vielmehr ist sie stets nur der Anfangspunkt eines neuen Strebens."³⁰

Warum allerdings sollte es ausgeschlossen sein, dass es doch die Suche nach einem noch größeren Glück ist, die in zahlreichen Fällen dazu drängt, aktiv zu werden? Und tatsächlich, wird nicht das

²⁵ Locke, Versuch über den menschlichen Verstand, II.21.31, 300.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., II.21.29, 298.

²⁸ Freud, Das Ich und das Es, Bd. 3, 291.

²⁹ Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, in: ders., Werk- und Studienausgabe in 11 Bänden, Zürich 1977, III.38, 252

³⁰ Ebd., VI.56, 388.

moderne Leben durch zielgerichtete Wünsche, Erwartungen und Hoffnungen dominiert, die an neue Besitztümer oder Freundschaften geknüpft sind? Wie steht es also mit jenen Bemühungen, einen bereits als glücklich empfundenen Zustand G zugunsten eines angestrebten besseren Zustandes G+ zu verlassen, die Glücksmenge M gegen die Glücksmenge M+ einzutauschen? Sollte man in diesen Fällen nicht doch die Kategorie des Glücks oder der Lust in den Mittelpunkt rücken?

Doch auch hier macht sich diese in die Zeitphase vor dem Handeln ausstrahlende Struktureigenschaft des rationalen Handlungsmodells bemerkbar: Denn wenn ein Akteur eine Veränderung anstrebt, dann impliziert dies, den bestehenden Zustand nicht fortzusetzen, ihn als mangelhaft zu empfinden und so nicht zu wollen. Das negative Gefühl, das ein bestehendes Glück als vermehrbare und somit als nicht ausreichend empfinden lässt, wird auch als Unzufriedenheit bezeichnet. Dieser Unzufriedenheit attestiert eine beachtenswerte Reihe von Philosophen, die Neigung, sich kaum einschränken auszubreiten. Dafür werden vor allem zwei Gründe verantwortlich gemacht: Das Problem der Kalkulation eines Maximums an Glück und die grenzenlose Erweiterbarkeit der Bedürfnisse, oder anders formuliert, die unendliche Verfeinerungsmöglichkeit des Empfindens von Unlust. 'Zufriedenheit' als Gefühl, aber auch als Wert, nimmt so innerhalb philosophischer wie auch alltäglicher Glücksdebatte rasch einen beträchtlichen Raum ein.

Das erste Argument für eine chronische, unstillbare Unzufriedenheit mit jedem nur denkbaren erreichten Grad des Wohlbefindens bezieht sich auf Lust bzw. Glück als zukünftiges Handlungsziel. Denn es scheint unabweisbar, dass es keinen Grund gibt, nur eine einzelne Handlung bzw. ein einzelnes Lustgefühl in die rationale Glücksplanung einzubeziehen und nicht vielmehr "im Geiste" eine die Zukunft mitumfassende Gesamtbilanz zu erstellen.

Eine derartige Visualisierung der eigenen Zukunft bedingt den Wunsch, die Glücksmenge insgesamt über große Zeiträume hinweg zu kalkulieren und zu maximieren. Dies habe zur Folge, "dass das Ziel menschlichen Verlangens nicht darin besteht, nur einmal und einen Augenblick zu genießen, sondern sich für immer den Weg zu seinem zukünftigen Verlangen zu sichern"³¹. Dies nennt Hobbes einen der entscheidenden Gründe für das Umschlagen von Glück in Sorge und Elend, von der Suche nach Glück zur Suche nach Macht, dessen Mittel zu sichern.

Im Lichte der Steigerbarkeit jeden Genusses zeigt sich auch die alltägliche Lebensführung als mangelhaft und verbesserbar: Wie Hegel lakonisch feststellt:

Das, was die Engländer *comfortable* nennen, ist etwas durchaus Unerschöpfliches und ins Unendliche Fortgehendes, denn jede Bequemlichkeit zeigt wieder ihre Unbequemlichkeit, und diese Erfindungen nehmen kein Ende.³²

Durch all diese Faktoren entsteht eine Unruhe, eine Rastlosigkeit, denn es scheint kein Ort des Ausruhens, des Genießens in Sicht. Diese Phänomene beschäftigten bereits die stoische Philosophie, das Christentum, die moderne Kapitalismuskritik – etwa unter dem Stichwort der Gier – sowie die Konsumtheorie. In der Literatur illustriert die Erzählung von Leo Tolstoi *Wie viel Erde braucht der Mensch?* dieses Dilemma.

Der Begriff der Unzufriedenheit, dem traditionell, etwa bei Seneca, die "Seelenruhe" gegenübersteht, lässt sich radikal zuspitzen. Pascal etwa gelangt zu dem Schluss, dass

³¹ Hobbes, *Leviathan*, I.11, 80f.

³² G. W. F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, in: ders., *Werke* in 20 Bänden, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Ffm 1969-1971, Bd. 7, §191, 349.

Zufriedenheit ohne Selbstbetrug unmöglich sei. Er demonstriert dies wiederholt am Beispiel der "Königswürde" – Pascal hat hier Ludwig XIV. vor Augen –, denn "welche Lage man sich auch immer vor Augen führen mag, wenn man alle Güter zusammenhäuft, die uns gehören können, so ist die Königswürde doch die schönste Stellung der Welt"³³. Doch es gibt, so Pascals Überzeugung, kein Entkommen, denn sich selbst überlassen würde sogar ein König

notgedrungen in Gedanken über jene Geschehnisse verfallen, die ihn bedrohen, über die Empörungen, die eintreten können, und schließlich über den Tod und die Krankheiten, die unausbleiblich sind, so dass er nun, wenn ihm das fehlt, was man Zerstreuungen nennt, unglücklich ist, und unglücklicher als der Geringste seiner Untertanen, der spielt und sich zerstreut.³⁴

Freud über Unlust im Bereich der Handlungssituation

In Freuds Metapsychologie entspräche diese kalkulatorische Leistung einer Glücksmaximierung der Aufgabe des Realitätsprinzips, das er in der 1911 erschienenen Schrift *Zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* als eine Instanz kennzeichnet, die im Dienste des Lustprinzips steht:

In Wirklichkeit bedeutet die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip keine Absetzung des Lustprinzips, sondern nur eine Sicherung desselben. Eine momentane, in ihren Folgen unsichere Lust wird aufgegeben, aber nur darum, um auf dem neuen Wege eine später kommende, gesicherte zu gewinnen.³⁵

Er sieht bei der Durchführung dieser Aufgabe des Realitätsprinzips allerdings kein schwerwiegendes Dilemma in dem oben beschriebenen Sinn, wie er in *Das Unbehagen in der Kultur* anmerkt: "Es ist indes unzweifelhaft, daß die Ablösung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip nur für einen geringen und nicht für den intensivsten Teil der Unlusterfahrungen verantwortlich gemacht werden kann" (UK, 220).

Jedenfalls geht auch Freud zunächst davon aus, dass es der Wunsch nach Beseitigung von Störungen, von Spannung ist, die zum Handeln zwingt und nach neuen Lösungen suchen lässt, sodass er in der Traumdeutung zunächst sogar den Ausdruck "Unlustprinzip" verwendete und erst 1911 in den *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* diesen Begriff in das "Lust-Unlust-Prinzip oder kürzer: das Lustprinzip" umbenannte.

In der Handlungssituation dominiert also auch bei Freud die Vermeidung von Unlust, die allein jenen drängenden Impuls in sich trage, der zu einer Veränderung Anlass gibt und den Zustand der Ruhe beendet.

Es entsteht somit bei erfolgreicher Bewältigung der Unlustsituation eine Kreisbewegung aus Ruhe – Störung – Ruhe.

Das Lustprinzip bezieht sich nicht im Sinne "des Vorgestellten, des Anvisierten, des Projizierten" auf zukünftige Lust, wie der Psychoanalytiker Jean Laplanche betont: "Da die Bewegung immer von der Unlust zur Lust geht, ist einsichtig, dass der aktuelle, motivierende Terminus in diesem Begriffspaar die Unlust ist."³⁶

³³ Pascal, Gedanken, 136/139

³⁴ Ebd.

³⁵ Freud, Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens, Bd. 3, 22.

³⁶ Laplanche, Leben und Tod in der Psychoanalyse, 163.

Rudolf Bernet unterstreicht ebenfalls, dass für Freud "die Lust wesentlich von der Unlust abhängt, derer sich der Organismus entledigen will"³⁷. Er warnt, man würde sich in den Absichten Freuds grob täuschen, wenn man sein Lustprinzip mit der Position eines hedonistischen Utilitarismus in eins setze, und erläutert: "Das Lustgefühl ist nur die Begleiterscheinung einer Handlung, die die Entspannung herbeiführt, eine Art Zuschlag oder Mehrwert dieser Handlung."³⁸

Dennoch gibt es berühmte Formulierungen wie jene aus *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*: "Der Mensch ist eben ein 'unermüdlicher Lustsucher', und jeder Verzicht auf eine einmal genossene Lust wird ihm sehr schwer."

Doch hier befinden wir uns bereits auf der Ebene der Triebe. Die Triebe sind, so Freuds Konzeption, nicht auf direktem Wege, an sich erkennbar, sichtbar werden sie nur, wenn sie mit einer Vorstellung und mit einem Affekt verbunden sind. Sie müssen also sprachlich und emotional gestaltet sein. Im Seelenleben ist ein Trieb nicht unmittelbar, sondern "nicht anders als durch seine Ziele bekannt." Und diese können mit großer Flexibilität gewählt und verändert, mit Personen oder Tätigkeiten verbinden und von diesen wieder getrennt werden.

Die grundlegenden Triebe oder Urtriebe sind nur spekulativ zu erforschen. Freud kritisiert die Willkür und die Buntheit der von allzu sorglosen Theoretikern postulierten Triebe.

Welche Triebe darf man aufstellen und wie viele? Dabei ist offenbar der Willkür ein weiter Spielraum gelassen. Man kann nichts dagegen einwenden, wenn jemand den Begriff eines Spieltriebes, Destruktionstriebes, Geselligkeitstriebes in Anwendung bringt, wo der Gegenstand es fordert und die Beschränkung der psychologischen Analyse es zuläßt. Man sollte aber die Frage nicht außer acht lassen, ob diese einerseits so sehr spezialisierten Triebmotive nicht eine weitere Zerlegung in der Richtung nach den Triebquellen gestatten, so daß nur die weiter nicht zerlegbaren Urtriebe eine Bedeutung beanspruchen können.³⁹

Freud selbst beschränkt sich bekanntlich auf zwei Urtriebe: Tanatos oder Todestrieb sowie Eros oder Lebenstrieb. Auf der Mikroebene wird deren Wirken automatisch durch das Lustprinzip reguliert. Freud entwirft gestützt auf dieses dualistische Triebmodell eine Makrotheorie, die nicht nur einzelne Handlungen, sondern die gesamte Evolution zu erläutern versucht, bis hin zum sogenannten "Kulturprozess" des Menschen. Doch dieses Thema erfordert eine eigene Analyse.

*

³⁷ Rudolf Bernet, Trieb, Lust und Unlust. Versuch einer philosophischen Grundlegung psychoanalytischer Begriffe, in: Sinn macht unbewußtes – unbewusstes macht Sinn, hrsg. von Ulrike Kadi und Gerhard Unterthurner, Wien 2005, 104.

³⁸ Ebd.

³⁹ Freud, Triebe und Triebchicksale, Bd. 3, 87.